

In weiser Voraussicht, dass etwas Besonderes entstehen würde, zierte vor 40 Jahren eine Zeichnung aus dem Wettbewerb für ein Seniorenwohnhaus den Titel der Bauwelt 23.1982 „daheim im Heim“. Ein Gebäude von Otto Steidle, das als Teil der IBA '87 unter der Vorgabe der behutsamen Stadterneuerung realisiert wurde. Es ist beispielhaft für diese Wohntypologie geworden – und steht quasi in meinem Hinterhof. Nur durch einen Zufall konnte ich es besichtigen; am Eingang prangert „Betreten verboten“. Ein Glashaus, wie man es aus Botanischen Gärten kennt, bindet einen langgestreckten Neubau an die Brandwand eines Altbaus. Mit einer Rampekonstruktion, die sich durch den Dschungel aus großen Grünpflanzen zieht, werden die Senioren- und Familienwohnungen in Alt- und Neubau weitgehend barrierefrei erschlossen. Ein Paradebeispiel kommunikationsstiftender Architektur. Entstanden aus einer Kreuzberger Initiative als der Stadtteil durch den Mauerverlauf noch am Rand von Westberlin lag und die Straßen in Sackgassen mündeten. Jetzt kommt man von hieraus in alle Himmelsrichtungen – solange man gut zu Fuß ist. Die nächstgelegene U-Bahn-Station ist nur über Treppen erreichbar. Für die Auszeichnung „Barrierefreie Stadt“, die die Hauptstadt 2013 erhielt, genügen demnach 78 Prozent barrierefrei zugängliche U-Bahnhöfe. Die Zahl findet man auf der Seite der Berliner Verkehrsbetriebe. Klickt man in deren App „Fahrinfo“ die Wahlmöglichkeit „barrierefrei“ an, verlängert sich die Fahrtzeit in der Regel um das Doppelte und ist meist mit längeren, fußläufigen Wegstrecken und einigen Umstiegen verbunden. Dass nun gerade die weniger mobilen Bewohner und Bewohnerinnen dieses Gebäudes am Treppenabsatz der U-Bahn-Station auf kräftige Träger angewiesen sind, könnte wohlwollend als ein weiterer Akt zur Kommunikationsförderung interpretiert werden – ist in der Regel für viele Menschen aber ein großes Hindernis. Daher ist der Anlass für die Kolumne erneut die seit nunmehr zwei Jahren andauernde Sanierung der U-(Hoch-)Bahn-Station vor meiner Tür, diesmal aber ein erfreulicher: Die Gerüste für die längst überfälligen Aufzüge stehen.

Freie Fahrt

Kirsten Klingbeil

blickt aus ihrer Wohnung auf ein Gebäude von Álvaro Siza, eines von Otto Steidle und noch immer auf eine sehr große Baustelle.



Die Geschichte von Krankheiten und Epidemien ist untrennbar mit der Menschheitsgeschichte verbunden. Wie sie sich auch immer wieder auf Kunst, Literatur oder Bühne niederschlugen, thematisiert unter anderem die Ausstellung „Seuchen“, die derzeit in Hildesheim zu sehen ist.

Text **Bettina Maria Brosowsky**

Pest, Aids und Covid-19

„Die Pest in Bergamo“ heißt ein Werk aus zwölf Radierungen, das der Künstler Alois Kolb (1875–1942) im Jahr 1922 zur Illustration einer Neuauflage der gleichnamigen Novelle des dänischen Schriftstellers Jens Peter Jacobsen (1847–1885) schuf. 1881 erstmals erschienen, wurde sie 2020 in neuer Übersetzung wieder herausgebracht. Zwar erreichte sie im ersten Corona-Jahr nicht den Status anlassbezogener Kult-Lektüre wie etwa „Il Decamerone“ von Giovanni Boccaccio oder „Die Pest“ von Albert Camus, Grafiken und Buch markieren aber nun die erste europaweite Epidemie in der medizingeschichtlichen Themenschau „Seuchen“, die das Roemer- und Pelizaeus-Museum in Hildesheim zeigt.

Die Pest, auch der Schwarze Tod bezeichnet, wütete erstmals ab 1347 in europäischen Städten und raffte damals ungefähr ein Drittel der Bevölkerung hin. Sie steht aber auch für allererste Erkenntnisse zur Hygiene während einer Seuche, etwa die strikte Absonderung Erkrankter sowie die umgehende Bestattung Verstorbener, um Übertragungen zu reduzieren. Nostradamus (Michel de Nostredame) forderte derartige

Regularien, der bekannte Universalgelehrte drang mit seinen Erkenntnissen aber nicht allgemeingültig durch. So blieben die in der Regel jüdischen Pestärzte in ihren schwarzen Gewändern und den in Italien und Frankreich üblichen, markanten Schnabelmasken die Erst- oder wohl öfter Letztversorgung der von der Pest Befallenen, mit medizinisch unzureichenden bis fragwürdigen Mitteln.

„Bergamo“ steht aber auch für ein Debakel in der Covid-19-Pandemie, die Bilder überforderter Spitäler und sich stapelnder Särge von 2020 gehören inzwischen zum kollektiven Gedächtnis der Menschheit. Diese „Seuche“ wird aber nicht die letzte sein. Die Hildesheimer Ausstellung, maßgeblich erarbeitet von der Medizinischen Hochschule Hannover sowie internationaler Partner aus der medizinischen Forschung und Praxis, zeichnet in 30 Kapiteln anhand von 800 Exponaten, unter anderem einer Vielzahl historischer Wachsmoulagen entsprechender Krankheitsbilder, die mühsamen, oft von Rückschlägen oder Vorurteilen belasteten wissenschaftlichen Fortschritte in der Bekämpfung weltweiter Infektions-



In der Gemäldegalerie der Ausstellung hängt u.a. „Triumph des Todes“ von Pieter Bruegel der Jüngere, 1608. Es ist eine Kopie des gleichnamigen Bildes von Pieter Bruegel der Ältere von 1562. Foto: Privatsammlung der Fürsten von Liechtenstein

krankheiten nach. Sie beginnt chronologisch weit vor dem ersten Pestausschlag, nämlich im Alten Ägypten mit seiner hoch entwickelten Heilkunst, deren Ursprünge jedoch zeitlich wie auch geografisch noch weiter entlegen sind.

Lange Zeit, so im Römischen Reich, beschränkte sich die medizinische Therapie auf die Wundversorgung und einfache chirurgische Eingriffe, der Hippokratische Eid aus vorchristlicher Zeit stellte dabei die erste grundlegende Formulierung einer ärztlichen Ethik dar. Meilensteine medizinischer Erkenntnis wurden die Anatomie, die Lehre vom menschlichen Körperbau, die im 16. Jahrhundert durch Sektionen in speziellen anatomischen Theatern Einzug in die Ausbildung hielt, sowie die Entdeckung des Blutkreislaufes und der Bakterien, beides im 17. Jahrhundert. Ein erster Impfstoff wurde dann im 18. Jahrhundert entwickelt: dem britischen Arzt Edward Jenner gelang mit isolierten Krankheitsregenern der Kuh- oder Pferdepocken die Immunisierung gegen die oft tödlich verlaufende Virusinfektion mit Human-Pocken. Sie hatte das Schreckgespenst der Pest abgelöst, gilt aber dank Schutz-

impfungen als bislang einzige vollständig ausgelöschte Infektionskrankheit. Die ab etwa 1800 in Europa eingeführte (und um 1980 wieder aufgehobene) Impfpflicht bescherte der Zivilisation offizielle Impffertifikate – und im Vorfeld auch die wohl allerersten Impfgegner, oft aus der Kirche.

Weitere Epidemien wie die Cholera, die weltweit grassierende Spanische Grippe nach 1918, individuelle Infektionen durch Syphilis und besonders die „Schwindsucht“ Tuberkulose schlugen sich ähnlich wie die Pest in Kunst, Literatur und Bühne nieder. Derartige Exkurse unternimmt die Ausstellung in vielen Kapiteln, aber leider thematisiert sie nirgends den vitalen Zusammenhang von hygienischen Lebensbedingungen und Infektionsprophylaxe, die den städte- wie hochbaulichen Prämissen von Licht, Luft und Sonne der frühen Moderne zugrunde lag. Auch wünschte man sich einen geschichtlichen Überblick medizinischer Bauten, etwa dem Krankenhaus, das im Zuge der Institutionalisierung des Heilwesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand. Oder zum speziellen Typus des Lungen-Sanatoriums mit seinen Inkunabeln des

Neuen Bauens wie Zonnestraal vom Duiker und Bijvoet oder Paimio von Aalto.

Immerhin: Die Ausstellung zeigt, dass seit der pharmazeutischen Entwicklung der Sulfonamide und Antibiotika viele der alten bakteriellen Seuchen heilbar und aus dem Bewusstsein der westlichen Welt verschwunden sind und es auch für neuere Infektionen wie HIV wirksame Medikamente gibt. Es bleiben aber die Bedrohungen durch Viren, denen die Medizin bis heute nicht therapeutisch wirksam begegnen kann, oder Pilze, Parasiten und Prionen. Sowie durch die rasante Verbreitung infektiöser Ansteckungen in globalen Verkehrsströmen, wie Covid-19 gerade demonstriert, und der Vormarsch ehemals regional begrenzter Tropenkrankheiten aufgrund des Klimawandels.

Seuchen – Fluch der Vergangenheit, Bedrohung der Zukunft

Roemer- und Pelizaeus-Museum, Am Steine 1, 31134 Hildesheim

www.rpmuseum.de

Bis 1. Mai